

**DROEMER** 

*Über den Autor:*

Ben Berkeley, Jahrgang 1975, wurde als Sohn deutscher Einwanderer in Palo Alto geboren und wuchs in der Bay Area auf. Nach einem Psychologie-Studium beschäftigte er sich intensiv mit Medienpsychologie und den Auswirkungen digitaler Netze auf unsere Gesellschaft. Berkeley lebt in Santa Barbara, Kalifornien, und Tel Aviv, Israel. »Das Haus der tausend Augen« ist nach »Judaswiege« und »Ich bin dein Mörder« sein dritter Thriller.

[www.benberkeley.com](http://www.benberkeley.com)

**BEN BERKELEY**

**DAS HAUS DER  
TAUSEND RÜGEN**

**THRILLER**

**DROEMER** 

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.droemer.de](http://www.droemer.de)



Originalausgabe März 2015  
Droemer Taschenbuch

© 2015 bei Droemer Taschenbuch.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit

Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Antje Steinhäuser

Umschlaggestaltung: NETWORK! Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: © Arcangel Images / Paul Gooney

Karten: Computerkartographie Carrle

Satz: Wilhelm Vornehm, München

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-30422-8

2 4 5 3 1

*Für die Generation meiner Tochter.*



*»Um die Nadel im Heuhaufen zu finden,  
brauchen wir zunächst einmal den Heuhaufen.«*

General Keith B. Alexander  
Direktor der National Security Agency (NSA 2005–2014)





## PROLOG

Larrie Lanstead tauchte unter. Die Schaumbläschen über ihr brachen das Licht der in die Decke eingelassenen LED-Lampen und glitzerten durch die Wasseroberfläche wie kleine Diamanten. Sie presste die Lippen aufeinander und dachte daran, wie gerne sie mit Feuer spielte. Nach dreißig Sekunden wurde die Luft in ihren Lungen knapp, aber sie zwang den Reflex nieder. Noch ein klein wenig länger, dachte sie. Nur ein klein wenig. Nach fünfundvierzig Sekunden dachte sie daran, wie ihr Leben wohl verlaufen wäre, wenn sie einen anderen Weg eingeschlagen hätte. Sie hätte niemals studieren können, zumindest so viel war sicher. Sie stammte aus Omaha, Nebraska, jetzt lag sie in der Badewanne eines Luxusappartements an der zwanzigsten Straße in Arlington. Nach einer Minute dachte sie an ihre Eltern, die sie zweimal im Jahr besuchte. Sie kaufte Hosen und T-Shirts für diesen Anlass bei Old Navy, damit ihre Eltern keinen Verdacht schöpften. Sie sollten wissen, dass es ihr gutging. Dass sich ihre Tochter nicht verändert hatte. Ihr Vater war ein choleraischer Gebrauchsmaschinenhändler, der seine Frau mehr liebte als seine

Tochter, und Carrie konnte es ihm nicht verdenken. Ihre Mutter war die perfekte Hausfrau. Nur der Hackbraten, den sie für Carrie zubereitete, weil sie glaubte, es wäre immer noch ihr Leibgericht, wurde von Jahr zu Jahr Salzloser. Carrie mochte es ihr nicht sagen. Was hätte das für einen Sinn? Wie alles andere? Wie konnte man erklären, wofür es keine Begründung gab?

Nach einer Minute und fünfzehn Sekunden wurden ihre Füße taub, und Carries Gedanken kehrten ins Hier und Jetzt zurück. Die Diamanten glitzerten so wunderschön, das Licht schien ihr ferner als zuvor. Wie war sie nur in dieses Appartement gekommen? Wie hatte es so weit kommen können? Nach einer Minute und dreißig Sekunden begannen ihre Hände zu zittern, und Carrie dachte an Luft, nichts als Luft. Sie senkte ihre Handflächen zum Wannboden hinab und drückte sich aus dem Wasser. Ein großer Schwall landete auf dem Badezimmerboden, und Carries Lungen schrien nach Leben. Sie bäumte sich auf und umschlang ihre Knie, bis sie aufhörte zu zittern. Dann nahm sie das Shampoo und den Conditioner vom Wannrand und seifte ihre Haare ein.

Eine halbe Stunde später stand sie in einem blauen Abendkleid vor dem mannshohen Spiegel neben der Badewanne und zog den brombeerroten Lippenstift nach. Mit dem Absatz ihrer Schuhe schob sie die nassen Handtücher in der Pfütze vor der Wanne hin und her und stopfte sie dann in den Wäschesack hinter der Tür.

Es klingelte. Carrie warf einen Blick auf ihre schmale Armbanduhr, verließ das Bad und drückte den Türöffner. Er war pünktlich, was sie als gutes Zeichen wertete. Das erste Date in ihrer Wohnung war immer aufregend, egal wie viel Mühe sie sich gab, es zu verbergen. Sie füllte zwei Weingläser, die schon auf der marmornen Anrichte bereitgestanden hatten. Als es zum zweiten Mal klingelte, war Carrie bereit. Sie öffnete die Tür mit einem Lächeln.

Er hielt das Glas am Boden, wenn er es zum Mund führte, was Carrie verriet, dass er ein draufgängerischer Genießer war. Es verriet Männer wie Frauen gleichermaßen, wie sie ihr Glas führten. Carrie hielt es am Stiel, sie bevorzugte den Kampf mit dem Bajonett, außerdem spielte sie ihre Rollen stets so elegant wie möglich. Er war charmant, gab sich Mühe, sie zu verführen, genau wie Carrie es erwartete. Und er kannte die Regeln. Der Umschlag zur richtigen Zeit, kein falsches Wort, so wie Carrie es mochte. Und er war definitiv kein Cop, sein K-Street-Anzug kostete vier Monatsgehälter eines kleinen Staatsdieners. In der Gegend von Washington war die Polizei ohnedies kein allzu großes Problem, weil jeder wusste, wohin es führen würde, wenn sie das Gesetz wörtlich nahmen. Allesamt wären sie verhaftet, die Senatoren aus fernen Staaten im Hauptstadtexil und die Abgeordneten aus den Kleinstädten, wo die Hockey-Mom-Ehefrauen Maulbeerkuchen für die Wahlparty stifteten. Das Washingtoner Establishment waren die besten Kunden von Frauen wie ihr.

Als er Carrie zum Bett führte, spürte sie eine starke Hand an ihrer Taille. Er bettete sie auf die Kissen wie eine Königin, während er sie küsste. Seine Hand wanderte langsam ihren Oberschenkel hinauf. Carrie legte einen Zeigefinger auf seine Lippen und griff nach ihrem Weinglas. Sie prostete ihm zu. Er hatte seinen Wein fast nicht angerührt, was äußerst selten vorkam. Möglicherweise ein Alkoholiker, dachte Carrie, die gab es in Washington öfter, als man annehmen mochte. Er griff nach dem Reißverschluss ihres Kleids und zog ihn langsam nach unten. Carrie kicherte und ließ die Träger über ihre Schultern fallen.

Er fasste sie um die Hüften, küsste sie. Sanft streifte er den rauhen Stoff über ihr Dekolleté und schlug ihr brutal mit der Faust ins Gesicht. Warmes Blut rann aus den geplatzten Gefäßen ihrer Oberlippe. Der Schlag war so unerwartet gekommen, dass Carrie nicht einmal schrie. Während sie sich noch darüber wunderte, hielt er ihr mit seiner tellergroßen Hand den Mund zu, drückte ihr die Luft ab, hielt ihren Kopf wie in einem Schraubstock, unbeteiligt wie ein Farmer, der eine Katze ertränkt, gewissenlos und mit Gleichgültigkeit gegenüber der unterlegenen Kreatur.

Panik erfasste Carrie, lähmte sie für Augenblicke, und da hatte er bereits blitzschnell ihre Arme mit Klebeband an die Bettpfosten gefesselt, dann die Füße, dann ein Stück über ihren Mund geklebt. Die große Hand war verschwunden. Carrie wand sich in ihren Fesseln, aber sie gaben nicht nach, schnitten nur noch

stärker in ihre Haut. Sie lag auf ihrem Bett – unfähig, sich zu bewegen, unfähig zu fliehen, unfähig, ihrem Schicksal zu entinnen. Opfer, blitzte die Erkenntnis durch das dumpfe Dunkel in ihrem Kopf. Der Schweiß rann über ihr Nasenbein und tropfte auf den Klebstreifen über ihrem Mund, und wenn sie sich drehte, soweit sie konnte, spürte sie den kalten Hauch der Klimaanlage auf ihrem feuchten Rücken. Der Mann, mittelgroß, mittelbraun, mittelblond stand in seinem teuren Anzug in ihrer Küche und wog die Messer aus dem Messerblock in der Hand. Sie beobachtete ihn wie kurz zuvor die Diamanten auf dem Badewasser. Seltsam unbeteiligt, obwohl sie wusste, was folgen würde. Es waren die Warnungen ihrer Eltern, ausgesprochen am Sonntags-tisch gegen die jugendliche Überzeugung, unsterblich zu sein. Die Warnungen vor der großen Stadt und dem, was sich in ihrem Innersten hinter der glitzernden Fassade verbarg. Dem Bösen. Der Bestie. Diesem Mann. Er griff nach ihrem Telefon und wählte eine Nummer. Ohne mit jemandem zu sprechen, legte er auf, zog sich aus und kam näher. Als er ihr das erste Mal in den Bauch stach, spürte Carrie die warmen Blutspritzer auf ihrem Gesicht noch vor dem Schmerz. Als er in sie eindrang, kotzte sie hinter ihrem Plastiknebel und wäre daran erstickt, wenn er ihn nicht heruntergerissen hätte. Kein Mensch konnte sich das vorstellen, die Schmerzen, wie sie sich wirklich anfühlten. Gewalt war Teil der Popkultur. Man sah sich das Blut im Fernsehen an und sah es doch nicht. Man glaubte zu wissen, was Schmerzen sind, und blieb doch vollkommen ahnungslos. Zwei-

dimensionale Bilder waren abstrakte Blaupausen der Wirklichkeit. Nicht vergleichbar. Ihr Körper schrie, schrie, schrie, die Nerven versendeten Schmerz, Schmerz, Schmerz.

Eine Stunde später hätte sich Carrie alias Samantha Sweet gewünscht, er hätte sie verrecken lassen. Und sie hätte Omaha, Nebraska, nie verlassen. Aber dazu war es zu spät.

# KAPITEL 1

The White House  
1600 Pennsylvania Avenue, Washington, D. C.  
2. Dezember, 09:11 Uhr

**D**ary Golay fischte einen Double Choc Brownie von der silbernen Etagere, die auf einer antiken Kommode unter dem Gemälde »Watson and the Shark« von John Singleton Copley stand. Er betrachtete die Fischer, die den Jungen vor dem Hai zu retten versuchten. Direkt vor der Tür zum Oval Office schrie ein Gemälde nach Rettung in aussichtsloser Lage. Copley zeigte anschaulich, dass die richtigen Beweggründe wichtiger waren als der Ausgang ihrer Mission. Die Fischer mussten es versuchen, koste es, was es wolle. Der Zusammenhalt einzelner Menschen war nichts anderes als der Zusammenhalt einer ganzen Nation. Der Präsident hatte es am ersten Tag des Shutdown aufhängen lassen, als Mahnmal für die Republikaner im Kongress, dass es diesmal um alles ging. Eugenia Meeks, die langjährige persönliche Sekretärin des Präsidenten, hatte ihr Gebäck darunter plaziert, damit jeder Republikaner die Botschaft verin-

nerlichte. Ihre Brownies hatten Tradition, seit sie das Senatsbüro des Präsidenten geleitet hatte, heute wurden die benötigten Mengen von der Küche des Weißen Hauses gebacken, nach ihren Rezepten, wie Eugenia betonte. Sie hob eine Augenbraue, weil Gary nicht gefragt hatte. Er machte ein schuldbewusstes Gesicht und wusste dabei genau, er würde damit durchkommen.

»Er liegt hinter dem Zeitplan«, sagte Eugenia Meeks.

»Ach was«, sagte Gary und betrachtete den saftigen Kuchen. Er hatte gute Neuigkeiten im Gepäck, er hatte keinen Grund, das Gespräch mit dem Präsidenten zu fürchten, obwohl man in letzter Zeit nicht immer wusste, woran man bei ihm war oder ob man noch auf seiner Liste stand. Seit er vor dem Wahlkampf für seine zweite Amtszeit nahezu alle Mitarbeiter ausgetauscht hatte, war niemand mehr sicher, auch Gary nicht, obwohl er schon länger dabei war als die meisten. Als Stellvertretender Stabschef war er für die Innenpolitik zuständig. Er hielt die Kanäle offen, besorgte die Stimmen, die sie für jede Gesetzesvorlage brauchten. Den Shutdown hatte Gary überstanden, was fast verwunderlich war. Und immerhin reichte sein Ansehen im Raum vor dem Oval Office noch für einen ungebetenen Griff nach Eugenias Gebäcktagere. Oftmals waren eine unvermeidbare Wartezeit vor dem innersten Sanktum des Weißen Hauses die einzigen ruhigen Minuten an einem bis auf die letzte Sekunde durchgetakteten Arbeitstag im Westflügel.

»Wie wäre es mit einem kleinen Tipp zur Großwetterlage?«, fragte Gary.



Eugenia warf einen skeptischen Blick auf seinen Brownie: »Sie wollen wissen, wie er gelaunt ist? Manchmal glaube ich, die aus dem Untergeschoss mischen bewusstseinsverändernde Drogen in den Teig«, sagte sie.

»Woher nehmen Sie die Gewissheit, dass sie nicht einfach unseren Kaffee vergiftet haben?«, fragte Gary.

»Wir haben Sensoren, die unsere Raumluft auf Anthraxsporen überwachen, vor der Tür stehen zwei Marines, und wenn ich eine Taste an meinem Schreibtisch drücke, wird der Westflügel abgeriegelt. Glauben Sie mir, Gary, unser Kaffee ist sicher.«

»Ebenso wie Ihre vorzüglichen Brownies, Eugenia«, sagte Gary und tat so, als betrachte er wieder das Gemälde mit den Fischern. Eugenia lächelte milder gestimmt. Sie würde ihm trotzdem niemals verraten, was ihn nichts anging.

Fünf Minuten später rauschte Präsident Ward an ihm vorbei, eingekeilt zwischen der Nationalen Sicherheitsberaterin und dem Stabschef, Garys direktem Vorgesetzten. Als er Gary sah, setzte er das breite Präsidentenlächeln auf, das er anknipsen konnte wie eine Schreibtischlampe, und zeigte weiße Zähne. Sein Blick fragte: Alles okay mit der Abstimmung? Verdammt noch mal, Gary, haben Sie die Stimmen? Es war die wichtigste Gesetzesvorlage seiner zweiten Amtsperiode, sein Geschenk an das amerikanische Volk. Sie sollten ihn als einen der Guten in Erinnerung behalten, nicht nur wegen der Gesundheitsreform. Gary sagte: »Guten Morgen, Mister President, ja, wir werden

gewinnen.« Er sagte das an den Rücken des Präsidenten gewandt, der im Vorbeigehen ein Dokument unterzeichnete, das Eugenia ihm in einer schwarzen Ledermappe unter den Stift hielt.

»Gut gemacht, Gary, ich danke Ihnen!«, rief der Präsident auf dem Weg zu seinem täglichen Sicherheitsbriefing, sein Tross war schon fast aus der Tür.

»Danke, Mister President«, sagte Gary Golay der Vollständigkeit halber. Der National Security Privacy Act hatte ihn einige graue Haare gekostet.

»Sind Sie sicher, dass Sie sich nicht verzählt haben?«, fragte Eugenia Meeks.

»Der Präsident kann sich auf mich verlassen«, murmelte Gary Golay. Tatsächlich hatte er sich anstrengen müssen, genügend Republikaner umzudrehen und die eigenen Reihen geschlossen zu halten. Die Lobbygruppen der Internetfirmen mit ihren tiefen Taschen hatten nicht gerade geschadet. Insbesondere dem Hochtechnologiektor drohten durch die weltweite Bespitzelung, die Amerika seit dem elften September betrieb, große Verluste. Irgendwann, so die Befürchtung, würden sich ihre Kunden abwenden und ihre Daten in anderen, weniger paranoiden Ländern speichern. Es ging um viel Geld. Sehr viel Geld. Es ging um eine Zukunftsindustrie. Hightech war das Automobil des 21. Jahrhunderts. Die Branche, die eine ganze Volkswirtschaft vom Weh ins Wohl zu steuern vermochte. Wenn man es nicht versaute. Und deshalb stand seine Armee seit zwei Stunden abstimmbereit in den überaus unübersichtlich angelegten Schützengräben des Kon-

gresses. Morgen war der Tag der Schlacht. Möglicherweise würde er den einen oder anderen Abtrünnigen zurück zur Herde treiben müssen, aber das wäre das geringste Problem. Absprachen galten immer noch, persönliche Zusagen waren das Letzte, was dieses Land überhaupt noch regierbar hielt.

»Nehmen Sie sich noch einen Brownie für den Weg«, sagte Eugenia, als er sich zum Gehen wandte. »Sie wissen doch, wie wichtig ihm die Vorlage ist.«

Das wusste Gary Golay tatsächlich. Und er wusste, was das Gesetz für seine Karriere bedeuten konnte. Der nächste Präsident würde einen neuen Stabschef brauchen. Kontroverse Vorlagen wie diese waren das Eisen, aus dem Chiefs of Staff geschmiedet wurden.

# KAPITEL 2

St. Johns Place

Brooklyn, New York

2. Dezember, 09:56 Uhr (eine halbe Stunde später)

Ma-Maria Guerro legte einen Teigfladen direkt auf die Herdplatte und beobachtete, wie sich kleine Bläschen auf der Oberseite bildeten. Mit der gesammelten Erfahrung von über fünfzig Jahren wendete sie den Tortilla genau im richtigen Augenblick und betrachtete zufrieden die kleinen dunkelbraunen Röstflecken. Im Kühlschrank lagerten noch ein paar Tomaten und in dem Tontopf neben Marleys Decke einige rote Zwiebeln für eine Salsa. Avocado oder Hühnchen kamen nur sonntags in Frage, aber sie war eine Frau, die mit wenig zufrieden war und mit jedem Jahr weniger benötigte. Marley lungerte neben ihren Füßen herum, um ein Stück Brot oder eine Tomate zu ergattern. Er war der einzige Hund, den sie kannte, der Gemüse mochte, und er war ihr Ein und Alles, vor allem seit Ernesto gestorben war. Und seit der Sache mit der Wohnung. Die Fixsterne ihres Lebens drohten zu verblassen. Mit furchtlosen Fingern bug-

sierte sie den Fladen in ein rotes Plastikkörbchen, das sie vor Jahren bei einem Imbiss hatte mitgehen lassen, weil die dort in den Mülleimer wanderten. Ana-Maria Guerro sah nicht ein, warum man funktionsfähige Körbchen wegwerfen sollte. Genauso wenig wie alte Menschen. Ana-Maria Guerro war vierundsiebzig Jahre alt.

Um elf Minuten nach neun Uhr klingelte es an der Tür. Ana-Maria Guerro schlurfte in ihren Hausschuhen durch den winzigen Flur ihrer Zwei-Zimmer-Wohnung, vorbei an der schmalen Anrichte mit den Fotos. Sie hielt inne. Was wäre, wenn er einfach klingeln würde? Wenn er da stünde, als hätte es die Schläuche in seinen Armen nie gegeben, und auch nicht die Maschine, die Luft in seine Lungen gepumpt hatte? War es Ernesto, der klingelte? Oder war es ihr Sohn, den sie seit über zwei Jahren nicht mehr gesehen hatte? Nein, Raoul würde anrufen. Und selbst das käme einem Wunder gleich, schließlich war heute nicht einmal ihr Geburtstag. Ihre Träume spielten ihr wieder einmal einen Streich. Sie räusperte sich, weil sie fürchtete, ihre Stimme könnte brechen. Manchmal tat sie das beim ersten Satz des Tages. Das war Ana-Maria sehr unangenehm. Es schickte sich nicht, dass die Stimme brach, weil man niemanden hatte, dem man einen guten Morgen wünschen konnte. Dann drückte sie den Knopf an der Gegensprechanlage.

»Guten Tag, Mrs. Guerro, hier ist Pia Lindt.«

»Wer ist dort?«, fragte Ana. Also nicht Ernesto und auch nicht Raoul.

»Pia Lindt, Mrs. Guerro. Wir haben Ihren Namen vom Sozialamt.«

»Ich brauchte nichts, danke sehr«, sagte Ana-Maria und hängte den Hörer ein. In letzter Zeit kamen keine guten Nachrichten vom Sozialamt. Sie konnte heute keine schlechten Nachrichten mehr gebrauchen. Nur eine Tortilla mit Salsa und vielleicht etwas Sauerrahm. Es klingelte erneut.

»Mrs. Guerro? Ich komme von der Kanzlei Thibault Stein. Uns ist zu Ohren gekommen, dass Sie Schwierigkeiten mit Ihrem Vermieter haben. Vielleicht kann ich Ihnen helfen!«

»Wie sollten Sie mir schon helfen können?«, fragte Ana. Sie fragte sich inzwischen schon, warum sie das Klingeln überhaupt beantwortet hatte.

»Wir würden Sie gerne vertreten«, sagte die Unbekannte. Ana kannte die Anzeigen von Anwälten in den U-Bahnen und an den Bushaltestellen. Viele von ihnen waren auf Spanisch verfasst. »Hatten Sie einen Arbeitsunfall? Wir holen das Maximum für Sie heraus. Rufen Sie 0800-Arbeitsanwalt-Jetzt. Wir kämpfen für Ihr Recht!« Ana-Maria Guerro glaubte nicht an die Selbstlosigkeit von Anwälten, vor allem nicht, wenn sie Werbung auf Spanisch schalteten.

»Kostenlos«, fügte die Unbekannte vor ihrer Tür hinzu. Marley bellte ein dunkles Großhundebellen.

»Sie wollen mich kostenlos vertreten?«, fragte Ana-Maria.

»Ja, Mrs. Guerro. Wie gesagt, wir kommen vom Sozialamt.«

»Warum sollten Sie das tun?«, fragte Ana-Maria Guerro.

»Würden Sie mich rauflassen? Dann erkläre ich es Ihnen«, versprach die Unbekannte. Ana-Maria überlegte, warf einen Blick auf das Foto ihres verstorbenen Mannes und drückte den Türöffner.

Keine zwei Minuten später stand eine junge Frau vor ihrer Tür, die aussah, als wäre sie einer Telenovela entstieg. Blond, vielleicht Anfang dreißig, kurvige, aber sehr attraktive Figur und sehr gut geschnittenes Kostüm, das sie vor zehn Jahren kaum besser hätte schneiden können. Sie sah aus wie eine Frau, zu der sie ihrem Sohn gratuliert hätte, wenn er nicht so ein erwiesener Nichtsnutz wäre.

»Sie sehen nicht aus wie vom Sozialamt«, sagte Ana-Maria durch den schmalen Spalt ihrer Wohnungstür. Marley hockte neben ihr auf ihrem Schwanz und schaute verängstigt aus den großen schwarzen Augen. Der Rhodesian Ridgeback reichte Ana-Maria fast bis zur Brust. Ihre Besucherin schien nicht eingeschüchtert, was bemerkenswert war.

»Vermutlich nicht«, sagte die junge Frau und streckte ihr eine perfekt manikürte Hand entgegen. Ana-Maria ergriff sie mit ihrer altersfleckigen und bemerkte in den Augen der jungen Frau, die kaum halb so alt sein dürfte wie sie, kurzes Erstaunen. Vermutlich hätte sie nicht gedacht, dass eine alte Frau weiß, wie man sich ordentlich die Hand schüttelt.

»Pia Lindt«, stellte sie sich erneut vor und reichte ihr

eine Karte, die aussah, als koste sie mehr als zwei Tortillas mit geschmorter Rinderschulter. »Thibault Godfrey Stein – Attorneys« stand darauf und eine Adresse in Manhattan. Feine Karte, feines Pflaster, feine Lady, dachte Ana-Maria, und ihre Skepsis wuchs.

»Wie ich höre, haben Sie Probleme mit Ihrem Vermieter?«, fragte Pia Lindt.

»Das kann man so sagen«, bestätigte Ana und blickte dabei zu Marley, die sich hinter ihren Beinen versteckte.

»Erst hat er mir sechstausend Dollar geboten, wenn ich ausziehe, später noch mehr Geld. Und jetzt klagt er wegen Marley. Sie bauen ein Luxus-Appartementhaus aus meiner Wohnung, das ist alles.«

»Hat Ihr Vermieter kürzlich gewechselt?«, fragte Pia Lindt.

»Früher hat alles dem Metzger gehört, der wohnte eine Straße weiter. Herzinfarkt. Und seine Söhne haben alles verscherbelt. Seitdem geht alles bergab.«

Pia Lindt zückte einen Kugelschreiber.

»Nicht so schnell«, sagte Ana-Maria.

Pia Lindt steckte den Stift wieder weg.

»Was heißt, Sie arbeiten kostenlos? Nichts ist kostenlos im Leben«, sagte Ana-Maria. »Glauben Sie mir, ich weiß das.«

»Normalerweise schon«, sagte ihre ungebetene Besucherin. »Aber manchmal gewinnt man auch etwas, wenn man nicht aufgibt. Und das haben Sie niemals getan, wenn ich dem Sozialamt glauben darf.«

»Sie meinen, so etwas Ähnliches wie ein Lottogewinn? Mein Ernesto hat jede Woche gespielt, über



vierzig Jahre lang, und er hat nicht einen Penny gewonnen.«

»Vielleicht hat er nicht umsonst gespielt, Ana«, sagte Pia Lindt, die Frau mit der teuren Visitenkarte. »Thibault Stein wird Sie persönlich vertreten, wenn Sie möchten.« Sie sagte das, als wäre Moses höchstselbst vom Berg gestiegen.

»Lassen Sie mich Ihnen erklären, was wir vorhaben«, sagte die junge Frau. Ana-Maria öffnete die Tür. Zum Gewinnen, das wusste sie, gehörte nicht nur das Spielen, sondern auch das beherzte Zugreifen im richtigen Moment.